



SOPHIE WINTER

Filou

EIN KATER
AUF ABWEGEN



EDEL
ELEMENTS

ACHT

Der Steinlorbeer blühte und verblühte. Die Glyzinien legten einen lavendelblauen Schleier über die alten Mauern. Und endlich brachen die Rosen auf. Ihr Duft umhüllte alles, den Garten, das Dorf, und stieg bis zum Roche du Diable hoch. Das Leben dehnte sich, drang nur noch gedämpft in den friedlichen Garten, wo Monpti und Mabelle neue Spiele erfanden und Josephine sich in der Sonne streckte.

Jo nannte ihn noch immer zärtlich »Dickerchen«, obwohl Filou regelmäßig auf den Roche du Diable ging, um seine Übungen zu machen. Manchmal traf er dort den traurigen Mann. Aber meistens war er allein mit den Schmetterlingen, den Bienen, den Mauerseglern und den Wolken, wenn mal welche vorbeizogen.

Es war, als ob der Tag nie kommen würde. Aber das war eine schöne Illusion. Eines Tages stand ein Auto vor dem Haus, Ivonne stieg ein und fuhr davon, mit Lucrezia im Katzenkorb auf dem Rücksitz. Filou und Josephine taten, als ob nichts wäre. Doch ab jetzt wich Filou Marla nicht mehr von der Seite. Nachts kuschelte er mit den Kleinen und Josephine, als ob nichts sie trennen könnte. Doch eines Tages fuhr wieder ein Auto vor. Diesmal lud man die Koffer von Marla ein. Und einen Korb, in dem Josephine und die Kleinen hockten, ratlos, denn der Korb war mit einem Gitter verschlossen. Auch Filou hatte in den Korb steigen sollen, den Frederick auf den Rücksitz gestellt hatte, aber er war stattdessen von selbst ins Auto gesprungen.

»Dich braucht man nicht einzusperren, mein Kluger, stimmt's?«, sagte Marla, nahm ihn auf den Schoß und kraulte seine Ohren. Und dann beugte sie sich zu ihm hinunter und flüsterte: »Alles wird gut. Nichts kann uns trennen.«

Es brach ihm fast das Herz.

Er hatte lange nachgedacht, in den frühen Morgenstunden hoch oben auf dem Felsen. Manchmal hatte er sich auch nachts hinaufgeschlichen, dem Mond zugeschaut, der geschäftig über den Himmel raste, und auf die Geräusche unten im Dorf gelauscht. Kater balgten sich. Hunde jaulten. Nachtvögel schrien. Und manchmal weinte ein Kind.

Schließlich war er zu einem Entschluss gekommen. Es gab nur einen einzigen Weg, wie er seine kleine Familie retten konnte. Und es war nun mal seine Familie, auch wenn er nicht der Vater der beiden Kleinen war. Er würde dafür sorgen, dass sie zusammenbleiben konnten, die drei. Bei Marla in Paris.

Er hatte Josephine nichts von seinem Plan erzählt, auch wenn es ihm schwerfiel, Geheimnisse vor ihr zu haben. Er wollte nicht, dass sie traurig war oder gar versuchte, ihn

davon abzubringen. Monpti und Mabelle waren erst recht ahnungslos. Das war besser so: Niemand musste etwas wissen.

Als das Auto anfuhr, hörte er die Kleinen verängstigt piepen. Er hatte keine Angst, er kannte Schlimmeres als die grollende Blechkiste, in der sie sich vorwärtsbewegten, immer schneller. Trotzdem tat er, als ob er sich fürchtete, sprang von Marlas Schoß und versteckte sich unter ihrem Sitz.

Er wartete noch ein wenig, bis er sicher war, dass Beaulieu bereits hinter ihnen lag. »Schreit. Schreit, als ob es um euer Leben ginge«, flüsterte er Josephine zu. Und stimmte das etwa nicht?

»Aber warum?«

»Vertrau mir. Bitte.«

Josephine zögerte nur kurz. Und dann schrien alle drei los, als ob sie nur darauf gewartet hätten, endlich ihre Furcht herausschreien zu dürfen. Ihr Geschrei war so nervenzerfetzend, dass sich sein Fell sträubte, ganz ohne sein Zutun. Und natürlich reagierte auch Marla, sofort.

»Papa! Die Tiere! Du musst anhalten!«

Frederick brummte etwas Unverständliches, fuhr aber an den Straßenrand und stellte den Motor aus. Und während Marla ausstieg, um nach den Tieren auf dem Rücksitz zu schauen, ließ sich Filou aus dem Auto fallen und kroch, den Bauch an den Boden gepresst, in den Straßengraben, wo er sich unter dem Gras versteckte.

Wenn Marla nach euch schaut, hatte Filou den dreien noch eingeschärft, hört ihr auf zu schreien. Doch die beiden Kleinen wimmerten weiter, obwohl Marla ihnen gut zuredete. Sicher war ihnen aufgegangen, dass es nicht einfach nur zum Tierarzt ging. Dass das Leben sich änderte. Gewaltig änderte. Und Katzen lieben keine Veränderung.

Es dauerte ihm viel zu lange, bis Mabelle und Monpti sich wieder beruhigt hatten. Er war sich zwar sicher, dass weder die beiden Kleinen noch Josephine seine Flucht bemerkt hatten. Doch jeden Moment konnten Frederick und Marla entdecken, dass er den Aufruhr benutzt hatte, um sich aus dem Staub zu machen. Aber Marla setzte sich wieder nach vorne, auf den Beifahrersitz, und sagte: »Ganz ruhig, Filou. Deinen Liebsten ist nichts passiert.« Er atmete auf. Sie glaubte also immer noch, dass er unter dem Sitz hockte und sich fürchtete.

Und das stimmte ja auch. Er fürchtete sich, während er im Gras kauerte und lauschte, wie das Auto sich entfernte. Er fürchtete sich vor einem Leben ohne die anderen. Vor dem Verlust des Paradieses.

Hoffentlich ging sein Plan auf, und Mabelle und Monpti durften bei Josephine bleiben. Für vier Katzen musste doch Platz sein in der Wohnung in Paris. Sonst wäre seine Flucht vergebens gewesen.

NEUN

Filou lag lange im Straßengraben und trauerte. Nun hatte er alles verloren, was ihm etwas bedeutete im Leben. Und von nun an gab es auch kein trockenes Plätzchen und keine gefüllten Schüsseln mehr. Er war auf sich allein gestellt. Aber kannte er das nicht schon? Sein Glück war nur eine Episode gewesen. Jetzt ging das Leben wieder seinen gewohnten Gang.

Gegen Abend machte er sich auf den Weg zurück. Er war allein, aber er hatte eine Heimat: Beaulieu. Und er hatte einen Freund: Fidel. Er wusste, welche Richtung er nehmen musste, auch wenn er nicht wusste, wie weit er zu gehen hatte. Aber er fürchtete, dass bald niemand mehr auf die Idee kommen würde, ihn Dickerchen zu nennen.

Filou kannte seine große Schwäche: Er konnte nicht jagen. Während Josephine eine geschickte Mauserin war und die beiden Kleinen sich als Naturtalente erwiesen, war Filou anders. Irgendwie – nicht normal. Verkorkst.

Lucrezia hatte ihm eine Zeitlang eingeredet, es sei seine unnütze Mutter gewesen, die ihn zu sehr verwöhnt und darüber vergessen hätte, ihm das Mäusen beizubringen. Als er Josephine zögernd davon erzählt hatte, war sie in haltloses Gelächter ausgebrochen. »Katzen müssen das nicht lernen, du Dussel! Katzen können das von Natur aus!«

Nur ich nicht, dachte Filou und machte sich auf harte Zeiten gefasst.

An den ersten Tagen hatte er Glück. Erst erwischte er einen frisch totgefahrenen Igel. Gut, platte Igel waren kein echter Genuss, weil man nie wusste, ob man nicht auf einen Stachel biss. Aber der Fund machte ihm Mut. Irgendwo auf seinem Weg würde es tierliebe Touristen geben. Campingplätze mit überfüllten Müllcontainern. Oder einen einsamen, aufgeplatzten Müllsack am Wegesrand. Leider waren solche Funde immer seltener geworden, seit niemand mehr Plastiktüten an die Straße stellen durfte, sondern sie in großen Tonnen verstauen musste, die man mit Klauen und Zähnen allein nicht besiegen konnte. Doch Wunder gab es immer wieder.

Und schon am nächsten Morgen, an der Weggabelung eines unbefestigten Feldweges, stieß er auf eine Goldgrube. Eine überquellende Mülltonne stand da, und keine Menschenseele war in der Nähe. Er pirschte näher. Es roch nach Brot und faulen Zitronen, nicht seine Lieblingsdüfte. Doch darunter schwebte ein zarter Duft nach Spaghetti bolognese. Nach reifem Käse. Nach einer schwitzenden Schinkenrinde. Und nach ... Filou blieb abrupt stehen. Die Tonne lebte. Oder das, was in ihr war. Sie bewegte sich. Sie schwankte hin und her. Ihr Deckel hob und senkte sich, Geruchsschwaden schwebten

heraus, eine betörender als die andere. Und dann...

Filou presste sich an den Boden, bereit zur Flucht, falls das Ungeheuer auf ihn zurasen sollte. Die Mülltonne fiel, sie rollte zur Seite, der Deckel öffnete sich, und heraus purzelten all die guten Sachen, die Menschen wegzuwerfen pflegten.

Und dann ...

Filou hörte, wie Plastik zerriss. Wie etwas schnaufte und schnüffelte. Und schmatzte. Er tat noch ein paar Schritte vor, behutsam. Und dann sah er einen schwarz-weißbraun gescheckten Hund mit langen Schlappohren, der die Nase tief im Müll vergraben hatte.

»Komm nur«, sagte der Dreifarbige, ohne aufzusehen. »Es ist von allem genug da. Und zur Not kenne ich noch ein paar andere Mülltonnen, die man anspringen kann.«

Filou zögerte. Aber er war hungrig. Und sein Gefühl sagte ihm, dass er dem Kerl trauen konnte. Gemeinsam machten sie sich über Käserinden und Hühnerknochen her, über Wurstecken und Brotkanten. Und über die Spaghettireste, an denen nicht nur eine köstliche Sauce, sondern auch noch köstlicherer Parmesankäse klebte.

Sie waren satt, bevor es hell wurde. Der Hund wusste von einem Wassertrog ganz in der Nähe, am Rande eines Weinbergs, wo sie sich in den Schatten legten und verdauten.

»Man muss zu den Campingplätzen gehen. Und zu Ferienhäusern«, meinte der Hund träge. »Was die Touris so alles wegschmeißen, wenn sie wieder abreisen ... Unfassbar.«

Das klang nach einem guten Tip.

»Und viele vergessen, ihre Müllbeutel in die Tonnen zu werfen. Stellen sie einfach an den Straßenrand. Das ist die Krönung.«

Sie schwiegen eine Weile einvernehmlich. Der Höflichkeit halber fragte Filou schließlich, wie der Hund hieß, woher er kam und wohin er ging, und Rowdie erzählte ihm sein ganzes Leben.

»Mutter eine rassereine Français tricolore. ›Meutehund mit Klasse und Eleganz, kräftig gebaut und bemuskelt‹, steht im Zuchtbuch. Echter Adel. Und dann ...«

Rowdie ließ den Kopf auf die Pfoten sinken.

»Und dann?«

»Na, wie das Leben so spielt. Und – und dann kommt so ein Straßenköter zum falschen Zeitpunkt des Wegs und – bingo! Ich bin unterwegs. Ging natürlich nicht. Nicht artgerecht. Also ausgesetzt als Welp.«

Filou seufzte. »Ich kenne meinen Vater nicht. Und meine Mutter haben sie überfahren, als ich noch ganz klein war.«

Rowdie seufzte ebenfalls.

»Und weiter?«, fragte Filou schließlich.

»Hatte Glück. Wurde Hofhund. Ruhige Sache. Nüschte zu tun. Bis ein Einbrecher kam. Den hab ich glatt verpennt.«

Filou leckte mitfühlend die Pfote und putzte sich die Ohren.

»Arbeitslos. Streuner geworden. Touristenpaar aufgetrieben. Ein paar gute Wochen gehabt. Und dann – Arschtritt.«

Scheißleben. »Aber wenigstens bist du frei«, meinte Filou.

»Frei? Brauch ich nicht. Ich hätte gerne eine Festanstellung. Fürs Leben«, brummte Rowdie. »Mit regelmäßigen Mahlzeiten. Das wär's.«

Erst kommt das Fressen, dann die Moral. Sagte Fidel immer, wenn Filou vom Recht auf Freiheit sprach. »Nur beim Recht auf Faulheit bin ich dabei, mon ami.«

Filou konnte sich zwischen beiden Optionen noch immer nicht entscheiden. Wenn er Hunger hatte, war die Sache klar. Aber wenn er satt und zufrieden unterm Sternenhimmel lag, wie jetzt, zog er die Freiheit vor.

In den frühen Morgenstunden wachte er auf, weil Rowdie neben ihm entsetzlich schnarchte. »Machs gut, Français tricolore«, murmelte Filou und machte sich davon.